

dtv

Henry Neff verspürt trotz seiner jugendlichen 24 Jahre keine Lust, auf der Karriereleiter nach oben zu kommen. Attraktive Angebote schlägt er aus und sucht statt dessen Unterschlupf im Fundbüro eines Hauptbahnhofs. Er findet Gefallen an seinem neuen Arbeitsplatz, beschert er ihm doch jeden Tag Begegnungen mit Menschen, die die unglaublichsten Dinge verlieren und liegenlassen. Mal vermißt ein Messerwerfer sein Handwerkszeug, mal tauchen im Zug zurückgelassene Liegestühle auf, und ein andermal ist es das Textbuch einer Schauspielerin ... Aber auch sein Fundbüro ist keine Oase der Seligen, wie Henry eines Tages feststellen muß.

*Siegfried Lenz*, am 17. März 1926 in Lyck (Ostpreußen) geboren, begann nach dem Krieg in Hamburg das Studium der Literaturgeschichte, Anglistik und Philosophie. Danach wurde er Redakteur und lebt seit 1951 als freier Schriftsteller in Hamburg.

Siegfried Lenz

Fundbüro

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



5. Auflage 2012  
2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2003 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung des Gemäldes  
»Désirs d'Ailleurs« (2003) von Bob Lescaux (Bridgeman Giraudon)  
Gesetzt aus der Garamond 10,5/12,25  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13336-4

*Für Thomas Ganske*



Endlich hatte Henry Neff das Fundbüro entdeckt. Heiter betrat er den kahlen Vorraum, in dem nur ein schwarzes Schreibpult stand, setzte die Segeltuchtasche ab, zwischen deren Griffen ein Hockeyschläger lag, und nickte dem alten Mann zu, der vor dem breiten Schiebefenster stand und – anscheinend zum wiederholten Mal – einen Klingelknopf drückte. Hinter dem Schiebefenster, in der Tiefe eines nur ahnbaren Raumes, ertönte ein seltsam schepperndes Geräusch, es hörte sich an, als hakte der Klöppel mitunter und drosch danach besonders eilig auf die Glocke, und nach einer Weile näherten sich Schritte, die aus großer Ferne zu kommen schienen. Der alte Mann, der dunkel gekleidet war und zu weißem Hemd eine schwarze Krawatte trug, sah Henry erleichtert an, er bewegte die Lippen – so, als probierte er vorsorglich Wörter –, er beklopfte seine Taschen, ohne zu finden, was er suchte, und als eine dunkle Silhouette hinter der Milchglasscheibe erschien, strich er sich übers Haar und zog seine Krawatte nach.

Das Fenster wurde hochgewuchtet, und Henry erblickte zum ersten Mal Bußmann, Albert Bußmann mit seinem verdrossenen Gesicht, in dem zu weiten fleckigen Blaumann, der ihn bei gewissen Bewegungen zu umwehen schien. Auf seinen anfragenden Blick ließ Henry dem alten Mann den Vortritt – er hier, der Herr, war vor mir da –, lehnte sich gegen das Schreibpult, sah mit vergnügter Neugierde einer Verhandlung zu, die er demnächst vermutlich selbst führen würde – fast kam es ihm so vor,

als sollte er noch vor seinem Einstellungsgespräch Anschauungsunterricht erhalten.

Der alte Mann gab an, sein Portemonnaie verloren zu haben, auf dem Bahnhof, bei der Fahrkartenausgabe, ein braunes Portemonnaie, das Leder alt und schon ein wenig rissig. Bußmann nickte gleichmütig, für ihn schien es ein Allerweltsverlust zu sein, er fragte kaum nach, er blickte nur ausdauernd auf die Hände des alten Mannes, wandte sich dann wortlos um und ging zu einem metallenen Schrank, dem Wertsachenschrank, den er mit zwei Schlüsseln aufschloß. Obwohl er ihnen den Rücken zukehrte, bekam Henry mit, wie er da hantierte, wie er etwas ergriff, befügte und wieder zurücklegte, sich schließlich für einen Gegenstand entschied, den er in die große Tasche des Blaumanns gleiten ließ. Er gab nicht zu erkennen, ob er gefunden hatte, was der alte Mann vermißte, er fragte lediglich, welch ein Monogramm auf dem Portemonnaie drauf sei, und der alte Mann fragte verwundert zurück: »Monogramm? Was für ein Monogramm?«

Damit gab Bußmann sich schon zufrieden und wollte dann wissen, ob der alte Mann sich an die Summe erinnern könnte, die er bei sich trug.

»Ja, nein, das heißt doch«, sagte der alte Mann, »es waren achthundert Mark, bevor ich die Fahrkarte kaufte, eine Karte nach Frankfurt, ich will zum Begräbnis meiner Schwester.« Und dann erinnerte er sich auch, daß die Karte zweihundertdreißig Mark gekostet hatte, mit Zuschlag, worauf Bußmann feststellte: »Demnach müssen noch fünfhundertsiebzig Mark in Ihrem Portemonnaie sein«, und ohne die Miene zu verziehen, reichte er dem alten Mann die Geldbörse und sagte: »Hier, zählen Sie nach, wir bekommen eine Bearbeitungsgebühr von dreißig Mark.«

Und als läse er aus einem Fundsachen-Service vor,

fügte er hinzu: »Ein Finderlohn ist nicht zu entrichten, da ein Bahnpolizist die Fundsache eingeliefert hat.«

Eilfertig zählte der alte Mann die geforderte Summe ab, dankte knapp, wollte schon verschwinden, da reichte Bußmann ihm zwei Formulare und wies ihn an, alle Sparten auszufüllen, gleich hier, am Pult.

Henry lächelte, er beglückwünschte den alten Mann und trat an ihm vorbei und nickte anerkennend Bußmann zu, der ihn mit monotoner Stimme fragte: »Welch einen Verlust wollen Sie anmelden?«

»Mein Name ist Henry Neff«, sagte Henry.

»Gut«, sagte Bußmann, »und was vermissen Sie?«

»Nichts«, sagte Henry vergnügt, »noch nichts, ich soll mich hier melden, im Fundbüro.«

Bußmann musterte das junge, treuherzige Gesicht, auf dem ein Ausdruck von Unbekümmertheit lag; ein Gesicht, das nicht die gewohnte Verzagtheit oder gar Verzweiflung der täglichen Verlierer zeigte, und fragte: »Warum – warum sollen Sie sich hier melden?«

»Sie haben mich hierher versetzt«, sagte Henry, »ins Fundbüro, meine Unterlagen werden gewiß schon hier sein.«

»Dann müssen Sie mit dem Chef sprechen«, sagte Bußmann und deutete auf einen verglasten Raum vor den Regalen, in dem der mächtige Rücken eines Mannes zu erkennen war, der bei trübem Licht las. Während Henry überlegte, auf welchem Weg er zum Chef gelangen könnte, forderte ihn Bußmann mit einer Geste auf, einfach durch das kniehohe offene Fenster zu steigen und den Hügel von Koffern zu umrunden, die, wie ein Schild besagte, für eine Auktion bereitgestellt worden waren.

Bei Henrys Eintritt stand der Chef auf, ein schwerer Mann, graues Stoppelhaar, wäßrige Augen; freundlich gab er Henry die Hand und sagte: »Ich bin Hannes Harms,

willkommen in der Etappe der Bundesbahn.« Er schob einige Papiere zur Seite – Henry war sicher, daß es seine Unterlagen waren –, nahm einen Schluck Kaffee aus einem Porzellanbecher und steckte sich eine Zigarette an. Dann bot er Henry einen Stuhl an, blickte auf einen weißen Vogelbauer, in dem ein Dompfaff von Stange zu Stange hüpfte und dabei einen einzigen anfragenden Ton hören ließ.

»Ein schöner Vogel«, sagte Henry.

»Eine Fundsache«, sagte Harms, »eine Fundsache wie alles hier, in einem Eilzug aus Fulda wurde er gefunden, kam direkt aus der Bischofsstadt; da wir den Vogel auf der Auktion nicht loswerden konnten, habe ich ihn zu mir genommen, ich nenne ihn Pius.«

Henry sah ihn verblüfft an und schüttelte den Kopf und sagte: »Wie kann man einen Vogel vergessen, in seinem Bauer vergessen?«

»Solch eine Frage hätte ich auch gestellt«, sagte Harms, »vor fünfzehn Jahren, als ich hier anfang – mittlerweile habe ich mir das Staunen abgewöhnt. Sie glauben nicht, was alles die Menschen heute verlieren, vergessen; selbst Dinge, von denen ihr Schicksal abhängt, lassen sie einfach im Zug liegen und kommen dann zu uns und erwarten, daß wir ihnen zu ihrem Eigentum verhelfen.« Und müde sagte er: »Nirgendwo sonst gibt es einen Ort, wo Sie so viel Zerknirschung erleben, so viel Bangen und Selbstanklagen, na, Sie werden es ja erfahren.«

Er zog die Papiere wieder zu sich heran, senkte sein Gesicht, und auf den Tisch hinabsprechend fragte er: »Neff? Henry Neff?«, und ohne Henrys Bestätigung abzuwarten, sagte er: »Unser Bereichsleiter hier hat den gleichen Namen.«

»Er ist mein Onkel«, sagte Henry, er sagte es leise, fast beiläufig, jedenfalls so, als habe die verwandtschaftliche Beziehung für ihn keine Bedeutung. Harms nickte nur,

sein suchender Blick glitt über die Papiere, und Henry sah voraus, wonach er gleich gefragt werden würde, und er täuschte sich nicht; denn Harms wollte prompt wissen, ob Henry die Absicht aufgegeben habe, noch einmal als Zugbegleiter zu arbeiten, später vielleicht. Henry zuckte die Achseln: »Ich glaube nicht«, sagte er, »man hat mich hierher versetzt, und ich hoffe, vorerst hier bleiben zu können.«

»Versetzt«, sagte Harms, und sagte noch einmal: »Versetzt, ja«, und Henry entging nicht der Vorbehalt, der in der Wiederholung lag. Er musterte seinen künftigen Chef, die großen Hände, das schlaife Wangenfleisch, er registrierte die lose gebundene Krawatte und die braune Wolljacke, und als Harms aufstand, um dem Vogel Wasser und Körner zu geben, hatte er das Gefühl, seinen Ort gefunden zu haben. Während Harms Körner aus einem Tütchen in einen Napf füllte und trockene Samen auf den Boden des Vogelbauers streute, sagte er – und es klang, als spräche er zu sich selbst –: »Sie sind jetzt vierundzwanzig, Herr Neff, vierundzwanzig, mein Gott, da müßte man die erste Schiene gelegt haben, auf ein Ziel zusteuern, wenn Sie wissen, was ich meine. Und jetzt sind Sie bei uns gelandet, auf unserem Abstellgleis, ja, in gewisser Weise müssen Sie sich wie auf einem Abstellgleis vornehmen, denn von hier aus beginnt man keine Laufbahn, bei uns gibt es keine Aufstiegsmöglichkeit, irgendwann fühlt man sich ausrangiert.«

Harms setzte sich wieder, schwieg und sah Henry fragend an, und aufgefordert von diesem Blick sagte Henry: »Kein Bedarf, Herr Harms, wirklich, das Aufsteigen überlasse ich gern anderen, mir genügt's, wenn ich mich wohl fühle bei der Arbeit.«

»Wohl fühlen«, sagte Harms lächelnd, »ich hoffe, Sie werden bei uns Gelegenheit dafür finden.«

Er deutete auf die Sporttasche, auf den Hockeyschläger, er fragte: »Sie spielen Hockey? Eishockey?«

»Ja, bei den Blue Devils«, sagte Henry, »in der B-Mannschaft, heute abend haben wir Training.«

»Wir haben hier einige Schläger«, sagte Harms, »im ICE aus Berlin wurden sie gefunden, vermutlich hat die Mannschaft im Zug einen Sieg gefeiert und danach ihr Gerät vergessen. Sie können die beiden Schläger später begutachten. Übrigens haben auch Ihre Sportkameraden keinen Nachforschungsantrag gestellt, und das gibt mir immer wieder zu denken: wie viele sich mit ihren Verlusten abfinden. Viele belagern uns, aber viele finden auch nicht den Weg hierher, geben früh ihre Hoffnung auf.«

»Mir würde es wohl auch so gehen«, sagte Henry vergnügt, »ich hab mir angewöhnt, verlorenen Sachen nicht lange hinterherzuweinen; das meiste ist doch ersetzbar, oder?«

Harms sah ihn verwundert an, skeptisch und verwundert, er machte eine wischende Bewegung über den Tisch, stand mühsam auf, wandte sich den mit Fundsachen vollgestopften Regalen zu und sagte: »Nein, Herr Neff, nicht alles ist ersetzbar, bei weitem nicht alles, eines Tages werden Sie es einsehen.«

Dann schlug er Henry vor, mit ihm zu gehen, zu den beiden Kollegen, die bereits wußten, daß er heute hier anfangen würde, als Nachfolger eines Mitarbeiters, der schon nach einem halben Jahr gekündigt hatte. Im Abdrehen hob Henry seinen Blick zu dem einzigen Wand schmuck des Büros – es zeigte das Photo einer historischen Lokomotive, die im Abendrot über eine Rheinbrücke dampfte –, er taxierte einen Augenblick den mächtigen altmodischen Koloß, der eine unabsehbare Zahl von Wag gons schleppte, und sagte dann: »Die waren damals schon ziemlich schnell, für ihre Verhältnisse.«

»Interessieren Sie sich für alte Lokomotiven?« fragte Harms, und Henry darauf: »Nein, nicht für Lokomotiven, ich sammle Lesezeichen, neue und alte, ich habe ein paar wunderbare Stücke, sollten Sie mal sehen.«

»Gehen wir«, sagte Harms.

Der Leiter des Fundbüros führte Henry um den Stapel von Koffern herum, die für die nächste Auktion bereitgestellt waren – große, elegante Koffer waren darunter, aber auch ramponierte und erschlaffte, einige bepflastert mit den Werbemarken bekannter Hotels –, und zog ihn zu dem Spalier raumhoher Regale. Schweigend strichen sie an den vollgestopften Regalen vorbei, immer zögernder wurde Henrys Schritt, bei dem Fach, in dem Hüte, Mützen und Kappen und exotische Kopfbedeckungen gelagert waren, blieb er stehen, er zeigte auf eine Marinemütze mit der Bandaufschrift »Zerstörer Hamburg« und murmelte: »Das wird bestimmt Ärger gegeben haben.«

Harms sagte nichts, er zog Henry weiter zu dem Fach, in dem ein Haufen Regenschirme lag, schwarze und weiße und bonbonfarbene Schirme, und als Henry bemerkte, daß man hier durchaus ein Schirmgeschäft aufmachen könnte, erklärte Harms, daß Schirme auf einer Auktion grundsätzlich nur im Dutzend angeboten würden, dergleichen Spazierstöcke und Bälle und Bücher. Henry hob ein Buch vom Stapel, entdeckte sogleich das Lesezeichen, das da noch drinsteckte – eine Monatskarte für ein städtisches Schwimmbad –, die er wortlos zwischen die Seiten schob. Mit zunehmendem Erstaunen überflog er die Titel der anderen Bücher; allem Anschein nach war er überrascht davon, was alles im Zug gelesen und vergessen wird.

In einer Abseite, vor einem Fenster, das die Aussicht auf eine Laderampe bot, begegnete er Paula Blohm. Sie saß am Schreibtisch, eine untersetzte Frau mit schwarzem

kurzgeschnittenen Haar und dunkelblauen Augen, auf ihrem Rollkragenpullover trug sie ein silbernes oder versilbertes Gingkoblatt. Harms machte sie miteinander bekannt und nannte Henry »unsere neue Hilfskraft«, Paula selbst stellte er als das »Zentrum des Fundbüros« vor, in dem der gesamte Schriftverkehr zusammenlief.

»Die Hälfte, Herr Harms«, sagte Paula, »die Hälfte reicht auch«, und nachdem sie Henry die Hand gegeben hatte, fischte sie aus der Ablage ein Blatt heraus.

»Hier«, sagte sie, »das Laptop von diesem Staatssekretär ist schon in der Wuppertaler Zentrale, auch die Korallenkette ist schon da«, und da Harms darauf nur nickte, legte sie das Blatt wieder zurück und wandte sich Henry zu. Der sah auf die beiden bescheidenen Sträuße am Rand des Schreibtisches und fragte: »Haben Sie Geburtstag?«

»Vorgestern«, sagte sie, und als Henry ihr gratulierte, bedauerte sie, daß sie ihm keinen Kaffee anbieten könnte; Henry betrachtete ihr sommersprossiges Gesicht und sah in diesem Augenblick voraus, daß er es einmal berühren würde. Etwas Kühles, Beherrschtes ging von diesem Gesicht aus, das ihn eigentümlich anzog.

»Ich freue mich auf die Zusammenarbeit«, sagte er und gab dann Harms zu verstehen, daß er bereit sei, mit ihm weiterzugehen. Paula kniff die Augen zusammen – das war als aufmunternde Geste gemeint – und sagte: »Das schönste Porzellangeschäft in der Stadt, auch das größte – es gibt auch noch Filialen –, Neff und Plumbeck, darf ich fragen?« – »Sicher«, sagte Henry, »mich darf man alles fragen; das Unternehmen wurde von Edmund Neff gegründet, das war mein Großvater, später fand er Josef Plumbeck.«

»Ein Teeservice hab ich dort gekauft«, sagte Paula, »ein blaues, chinesisches, ich hab es mir selbst geschenkt, jeden Tag trinke ich daraus.«

Henry lächelte ihr zu und sagte: »Und ich trinke am liebsten aus meinem dickwandigen Becher, aus meinem diakonischen Porzellan, wie ich es nenne.«

Harms zog ihn weiter am Spalier der Regale vorbei, an einem Fach mit Kinderspielzeug vorbei, an einem Fach mit Geschirr vorbei, in dem auch mehrere Picknickkörbe lagen, und an der umfangreichen Abteilung mit vergessenen und verlorenen Kleidungsstücken blieb er stehen und lenkte Henrys Aufmerksamkeit auf Mäntel, Jacken, Schals und Pullover; er tat es schweigend, tat es ausdauernd, als wollte er Henry selbst erlassen lassen, wie vielfältig die Verluste sein können bei der Bundesbahn. Schmunzelnd musterte Henry die auf Bügeln hängenden Kleidungsstücke, piffte plötzlich durch die Zähne, griff zu und zog eine braune Kutte heraus, eine Mönchskutte, die er sich vergnügt anhielt.

»Paßt«, sagte er, und dann: »Wenn Sie mich entlassen, Herr Harms, geh ich als Bettelmönch.«

»In einem Intercity aus Köln wurde das Ding gefunden«, sagte Harms, »war wohl ein Karnevalskostüm.«

»Falls die Kutte in die Auktion kommt, möchte ich mitbieten«, sagte Henry, und Harms, entschieden: »Sie sind ausgeschlossen, wir vier hier sind ausgeschlossen.«

Sorgfältig hängte er die Kutte zurück, linste durch die Regale und sagte: »Kommen Sie, ich möchte Sie noch mit Herrn Bußmann bekannt machen, er ist unser erfahrender Mitarbeiter, von ihm können Sie viel lernen.«

Albert Bußmann hockte in seinem Blaumann am Boden, er hatte einen Rucksack ausgepackt und den Inhalt – Unterwäsche, Schachteln, ein Necessaire, Strümpfe – um sich verbreitet, in den Händen hielt er ein paar Briefe.

»Na, Albert«, sagte Harms, »hast du den Eigentümer ermittelt?«

»Keine Adresse«, sagte Bußmann, und mit einer Mi-

schung aus Widerwillen und Unglauben: »Du kannst dir nicht vorstellen, was manche sich in ihren Briefen sagen, so etwas wagt unsereiner nicht mal zu denken.«

Als wollte er ihn beschwichtigen, klopfte Harms ihm auf die Schulter, zeigte auf Henry und stellte ihn auch diesmal als »unsere neue Hilfskraft« vor, was Bußmann gleichmütig zur Kenntnis nahm – immerhin blickte er auf und gab Henry die Hand, und als dieser sagte: »Wir kennen uns schon, von vorhin«, wollte er eine Bemerkung machen, hielt sich aber zurück und vertiefte sich in die Lektüre der Briefe.

»Nach einer Frist«, so erklärte Harms, »haben wir hier das Recht, einen Rucksack oder einen Koffer zu öffnen; auf diese Weise ist es uns schon oft gelungen, einen Eigentümer zu ermitteln. Wenn kein Nachforschungsauftrag vorliegt, wird der Eigentümer benachrichtigt und kann seinen Besitz zurückerhalten, gegen Gebühr, versteht sich.«

»Aber er muß doch wohl beweisen, daß ihm die Sachen auch wirklich gehören«, sagte Henry.

»So ist es«, sagte Harms, »er muß es glaubwürdig beweisen, und deshalb verlangen wir eine genaue Beschreibung, fragen nach Inhalt, nach Zeitwert, nach besonderen Kennzeichen, unter Umständen erkundigen wir uns auch nach dem Zug-Typ, also IC oder ICE, wenn's nötig ist, auch nach Bahnsteig und Abfahrtszeit, wir haben da unser eigenes System.« Und dann, bevor er zu seinem schlichten Büro ging, sagte er noch: »Ich lasse Sie jetzt bei Herrn Bußmann; was Ihnen fehlt, können Sie bei ihm lernen.«

Aufmerksam blickte Bußmann dem Chef hinterher, wartete, bis der sein Büro betreten, sich gesetzt, sich über einen offenen Schnellhefter gebeugt hatte, dann richtete er sich auf, langte mit einer Hand tief in einen Stapel

zusammengelegter Reiseplacids und zog eine Flasche heraus. Dann öffnete er wie selbstverständlich einen Picknickkorb, nahm zwei Gläser und setzte sie neben den schlaffen Rucksack auf den Boden. Er füllte die Gläser. Er ließ Henry das Etikett der Flasche lesen und sagte: »Remy Martin, eine alte Frau hat ihn mir gebracht, zum Dank, zum Dank für das Album mit ihren Familienbildern; sie hatte nicht mehr damit gerechnet, das Album wiederzubekommen.«

Als er sein Glas gegen Henry hob, nahm sein Gesicht eine Leidensmiene an, aber nur vorübergehend, und nachdem sie getrunken hatten, wischte er sich mit dem Daumen über die Lippen, kurz und schnell. Bevor er die Flasche unter den Placids versteckte, hob er sie gegen das Licht, nickte, war zufrieden mit dem verbliebenen Inhalt. Mit der Andeutung eines Lächelns, das Henry überraschte, schleifte er dann einen prallen Rucksack heran.

»Mal sehen, wie es mit uns beiden geht«, sagte er, »wie gut und wie lange. Pack aus!«

Zur Betriebsversammlung nahmen sie Henry nicht mit. Obwohl es unter Umständen auch um seine Existenz ging – nach einem Gerücht, das früh zu ihnen gefunden hatte, wollte die Bahn, um wieder fit und profitabel zu werden, fünfzigtausend oder noch mehr entlassen –, ließ Harms ihn allein im Fundbüro zurück, als Notbesetzung, als Stallwache. Henry war nicht enttäuscht, war nicht besorgt. Allein mit den registrierten Verlusten der Reisenden, mit den Beweisen ihrer Vergeßlichkeit, kochte er sich zuerst Kaffee und aß ein paar von den Roggenkekse, die er auf Paulas Schreibtisch fand. Dann schlenderte er an den vollgestopften Regalen vorbei, rauchend, verwundert manchmal, mitunter amüsiert, die gestapelten

Bücher untersuchte er einzeln auf Lesezeichen, fand aber nur die Monatskarte für ein Schwimmbad. Nachdenklich betrachtete er die in einem offenen Kistchen liegenden künstlichen Gebisse – einige schienen sich gegenseitig anzufletschen –, und an dem Fach mit dem Kinderspielzeug konnte er nicht vorübergehen, ohne eine Puppe und einen Teddybär so aneinanderzudrücken, daß sie in verzweifelter Umarmung dalagen.

Den Tennisball, den er zwischen farbigen Bauklötzen entdeckte, ließ er mehrmals auf dem Boden aufspringen, legte ihn dann in die Mitte des Gangs zwischen den Regalen und holte seinen Hockeyschläger. Prüfend blickte er sich um, eine bauchige Thermoskanne plinkerte ihm zu, er hob sie aus dem Fach und setzte sie auf den Boden, sechs Schritte entfernt. Henry schlug ein paar variierende Bälle, leicht angeschaufelt zunächst, dann kurz und trocken, mit einem weit hergeholten Schlag traf er die Kanne so hart, daß sie sich überschlug und mit offenem Deckel unter ein Regal kullerte. Als er sie hervorholte und auf ihren Platz zurückstellte, hörte er Schritte, gleich darauf die Klingel.

Nach kurzem Zögern ging Henry zur Ausgabe und wuchtete das Schiebefenster hoch; vor ihm stand ein Mädchen, ein dickes Mädchen mit schönem, sanftem Gesicht, das ihn hilfesuchend anblickte. Henry bemerkte, daß das Mädchen kurz davor war, zu schluchzen – seine leicht abfallenden Schultern zuckten und hoben und senkten sich, und seine Lippen zitterten –, und daß es Mühe hatte, zu sprechen. »Guten Tag«, sagte Henry freundlich und entschloß sich zu einer Frage, die er zum ersten Mal in seinem Leben gebrauchte: »Womit kann ich Ihnen dienen?«

Jetzt begann das Mädchen zu schluchzen, und schluchzend und mit einer Stimme, als wollte sie ihn um Ent-

schuldigung bitten, gab sie an, ihren Ring verloren zu haben, ihren Verlobungsring.

»In der Zugtoilette war es«, sagte sie, »ich wollte mir die Hände waschen und nahm den Ring ab, und dann hörte ich die Durchsage, der nächste Halt, ich lief zu meinem Abteil – werden Sie den Ring finden?«

»Kommen Sie«, sagte Henry, »kommen Sie, wir wollen erst einmal einen Nachforschungsantrag ausfüllen«, und er stieg durch das Fenster, führte sie zu dem schwarzen Pult und reichte ihr ein Formular. Das Mädchen starrte auf das Formular, sah zu ihm auf, blickte wieder auf das Formular, unschlüssig, wo es beginnen sollte. Henry trat nah an sie heran, er deutete auf das Wort »Verlierer«, er sagte: »Hier, hier muß der Name des Verlierers eingetragen werden«, und unwillkürlich war er versucht, ihre Hand zu führen.

»Jutta Scheffel«, flüsterte sie, und Henry, ohne ungeduldig zu werden: »Schreiben Sie es hin, Jutta Scheffel.«

Und dann fragte er sanft weiter – in der Reihenfolge, die das Formular vorgab –:

»Wohnort?«

»Flensburg.«

»Straße?«

»Am Hang 49.«

»Abfahrtsort?«

»Flensburg.«

»Zielbahnhof?«

»Düsseldorf.«

Das Mädchen antwortete leise, doch prompt, und füllte die Sparten aus. Erst als sich Henry nach der Abfahrtszeit und dem Namen des Zuges erkundigte: »Mozart« vielleicht, oder »Theodor Storm«?, stockte es und schüttelte den Kopf und sagte: »Ich weiß es nicht«; auch auf die Frage nach der Zugnummer schüttelte es den Kopf.

»So«, sagte Henry, »das hätten wir schon mal.« Er nickte ihr belobigend zu und wollte dann wissen – er sprach den vorgedruckten Text nach –, welcher Gegenstand als verloren angemeldet werden sollte. Das Mädchen schluchzte so heftig auf, daß Henry ihm reflexhaft eine Hand auf die Schulter legte; eine Weile ließ er die Berührung dauern, wobei er die kleinen Zuckungen und Stöße spürte, und begann dann, die Schulter leicht zu klopfen. Er war nicht einmal erstaunt, daß das Mädchen sich allmählich beruhigte, und als sie ihn mit erhobenem Kopf ansah, reichte er ihr ein Papiertaschentuch und sagte: »Ein Ring also, Ihr Verlobungsring, können Sie ihn beschreiben?«

Sie antwortete nicht gleich, sie schien erst in ihrem Gedächtnis forschen zu müssen, ehe sie sagte: »Ein Topas, ein Topas aus dem Ural.«

Da sie selbst offenbar nicht schreiben wollte oder konnte, nahm Henry den Kugelschreiber und trug ins Formular ein, was er aus ihr herausfragte.

»Wert, können Sie ungefähr den Wert angeben?«

»Es ist ein Erbstück«, sagte das Mädchen, »den Ring hat schon die Mutter meines Verlobten getragen.«

»Erbstück besagt hier nichts«, sagte Henry, »wir müssen den Wert angeben, also: tausend Mark, zweitausend Mark?«

Er notierte schließlich, was er selbst für angemessen hielt, wiederholte einige Trostworte, Beschwichtigungsworte, ließ das Mädchen unterschreiben und versicherte ihm, daß er sein Möglichstes tun werde, um den Ring wiederzubeschaffen. Zuversichtlich wandte sie sich um, ging zur Holzbank, setzte sich und gab ihm zu verstehen, daß sie hier warten wolle, es könnte auch länger dauern, wenn sie nur den Ring wiederbekäme, der ihr mehr bedeutete als alles andere; als Krankenschwester habe sie